



Die gute Tat für die Ewigkeit

Gedanken zur Nächstenliebe

**Von
Pfarrer Christoph Kuhnke
Vorstand Stiftung Nächstenliebe**

Berlin, März 2007

Ein freimütiges Geständnis vorweg: Ich gehöre zu denjenigen Menschen, die sich am wohlsten fühlen, wenn sie etwas zu tun haben. Ich kann und will nun nicht behaupten, dass ich immer und ausschließlich nur arbeite. Aber ich arbeite gern, und wenn es für mich nichts zu tun oder zu entscheiden gibt, also im Urlaub oder an freien Wochenenden, dann beschäftige ich mich mit Dingen, die mir sinnvoll zu sein scheinen, oder ich bewege mich, unternehme etwas, bilde mich ...

Und selbst wenn ich still sitze, vielleicht still sitzen oder liegen muss, weil ich krank bin, beschäftigt und bewegt sich doch mein Geist: Ich denke, ich sinne nach über existenzielle Fragen oder ich bewege mich in Phantasiewelten und Träumen, greife aktiv in sie ein und gestalte daraus Visionen.

Einfach „die Seele baumeln lassen“, das ist meine Sache nicht und dem moralisierenden Sprichwort „Müßiggang ist aller Laster Anfang“ begegne ich mit gleichgültigem Schulterzucken, weil ich sowieso kein Müßiggänger bin. Ja, Passivität ermüdet mich. Und so gehöre ich viel eher zu denen, die man „einen Macher“ nennt.

Ich muss gestehen: Ähnliches gilt für mich auf der Beziehungsebene. Meine zwischenmenschlichen Beziehungen würde ich genauso gerne wie meinen Lebenssinn über das Tun gestalten. „Kann ich etwas für dich tun?“ lautet meine am häufigsten gestellte Beziehungsfrage. Das ist wie ein Reflex, der schneller ist als mein Wissen und alle meine Erfahrungen, dass man eine Beziehung, eine Liebesbeziehung gar, so nicht erschöpfend gestalten kann. Vielmehr gehört dazu: Aktives Zuhören, sinnliches Genießen, in der Stille die Seelen gemeinsam klingen lassen, die Poesie eines erfüllten Augenblicks wahrnehmen oder tiefes Einvernehmen spüren und Vertrauen sich entfalten lassen ...

All das geschieht jenseits dessen, was man tun oder machen kann, und das alles zu entdecken und zu lernen ist für mich das Ergebnis eines langen und häufig schmerzhaften Erfahrungsprozesses gewesen, unter dem aber nach wie vor wie unter einer dünnen Decke die Frage fiebert: „Was kann ich für dich tun?“

Was für Beziehungsfragen und Liebesangelegenheiten gilt, lässt sich meist nahtlos auf Glaubensfragen übertragen. Geht es doch im Kern des Glaubens um eine Liebes- und Vertrauensbeziehung zu Gott. In der heiligen Schrift kann man an vielen Stellen lesen, dass Menschen sich dem Glauben mit der Frage genähert haben: „Was sollen wir tun?“ Ja, man kann sagen, dass diese Frage einst am Anfang der Kirche stand. In der Apostelgeschichte wird erzählt, dass der Heilige Geist über die Zwölf Apostel gekommen



Die gute Tat für die Ewigkeit

war und Petrus eine lange Predigt hielt. Die beendete er mit den Worten: „Alle Menschen in Israel sollen erkennen, dass Gott diesen Jesus, den ihr gekreuzigt habt, zum Herrn und Retter der Welt gemacht hat.“

Und dann heißt es weiter: Dieses Wort traf die Zuhörer mitten ins Herz, und sie fragten Petrus und die anderen Apostel: „Brüder, was sollen wir tun?“

Und Petrus ruft sie darauf hin zur Buße auf – zur Besserung ihres Lebens – und dazu, dass sie sich taufen lassen. Und so entsteht nach der biblischen Überlieferung an diesem Tag die erste christliche Gemeinde von Getauften.

Aber auch Jesus selber sah sich zu seinen Lebzeiten immer wieder mit dieser Frage konfrontiert: Meister, was muss ich tun, um das ewige Leben zu erhalten? – Was muss ich tun, dass ich dir, o Gott, gefalle? Was muss ich tun, dass ich, o Gott, deine Liebe erlange? Was muss ich tun, damit ich dich, o Gott, lieben kann? – Was, also, muss ich tun?

Einmal, so erzählt der Evangelist Lukas, wandte sich ein Gesetzeslehrer mit genau dieser Frage an Jesus: „Meister, was muss ich tun, um das ewige Leben zu bekommen?“ Und Jesus weist ihn auf das hin, was er am besten kennt – und er, der Gesetzeslehrer, kennt das Gesetz am besten. Für das Gesetz schlägt sein Herz. Und Jesus fragt ihn: „Was steht denn im Gesetz? Was liest du dort?“ Der Mann antwortete: „Liebe den Herrn, deinen Gott, von ganzem Herzen, mit ganzem Willen, mit deiner ganzen Kraft und deinem ganzen Verstand! Und: Liebe deinen Nächsten wie dich selbst!“ – „Richtig geantwortet“, sagte Jesus. „Handle so, dann wirst du leben.“

„Aber“ so erzählt Lukas weiter, „der Gesetzeslehrer wollte sich verteidigen“ – offenbar war es ihm unangenehm, eine Frage gestellt zu haben, die er sich hätte selber beantworten können, deshalb schiebt er nun eine weitere Frage hinterher:

„Wer ist denn mein Nächster?“

Diese Frage ist mehr als eine rhetorische Spitzfindigkeit, die er schnell erfindet, um seiner peinlichen Entlarvung durch Jesus zu entgehen. Diese Frage muss man absolut ernst nehmen. „Wer ist mein Nächster, meine Nächste, die ich lieben soll wie mich selbst?“

Ich entsinne mich an heiße Debatten in meinem preußisch-protestantisch geprägten Elternhaus, als in meiner Jugendzeit unsere Kirchengemeinde zum Boykott südafrikanischer Orangen aufrief, um den politischen Kampf südafrikanischer Kirchen gegen die Apartheid, das System der strikten Rassentrennung zu unterstützen. Meine Eltern lehnten das mit dem Argument ab: „Die meinen immer nur den fernen Nächsten, aber an die wirklichen Nächsten denken sie nicht.“ Oder die ebenso leidenschaftliche geführte Debatte um die Frage, wer einem näher stehe: Die Familie, die man gottgegeben hat, oder die Freunde, die man sich selber aussuchen kann?

Die Frage: „Wer ist denn mein Nächster?“ ist eine grundlegende Existenzfrage, denn in ihr begegnen wir unserer eigenen Person und stellen Weichen für unseren Lebensentwurf. Es ist die Frage nach einem Gegenüber, in dem ich mich wie in einem Spiegel selber erkenne.



Die gute Tat für die Ewigkeit

Aber bevor wir uns der Entscheidung darüber stellen, wer denn nun der Nächste, die Nächste sei, sollten wir noch einmal genau hinschauen, **wie** wir die Frage stellen und **was** wir damit eigentlich meinen.

Wir kommen ja von der anderen Frage her: „Was soll ich tun?“ Und wenn dann die Antwort lautet: „Liebe deinen Nächsten!“, dann scheint es darum zu gehen, dass wir als die vermeintlich Stärkeren anderen, die wir als die Schwächeren erkennen, unsere Unterstützung zugute kommen lassen.

So, denke ich, ist doch unser vorherrschendes Verständnis von Nächstenliebe: Dass wir etwas von unserer Liebe hingeben sollen, von unserem Reichtum abgeben, unser Können teilen, Schwachen aufhelfen, dass wir Barmherzigkeit üben, Gerechtigkeit schaffen, uns für Frieden einsetzen und Hunger und Armut den Kampf ansagen. Mit anderen Worten: Dass wir – motiviert von Liebe – etwas tun.

Der Evangelist Lukas berichtet nun weiter, dass Jesus auf die Frage: „Wer ist mein Nächster?“, mit einer Geschichte antwortete:

Ein Mann ging von Jerusalem nach Jericho. Unterwegs überfielen ihn Räuber. Sie nahmen ihm alles weg, schlugen ihn zusammen und ließen ihn halbtot liegen. Nun kam zufällig ein Priester denselben Weg. Er sah den Mann liegen, machte einen Bogen um ihn und ging vorbei. Genauso machte es ein Tempeldiener: er sah ihn und ging vorbei. Schließlich kam ein Mann aus Samarien (und das bedeutete: Ein Ausländer, Fremder, ein Ungläubiger und somit unreiner). Als er den Überfallenen sah, hatte er Mitleid. Er ging zu ihm hin, behandelte seine Wunden mit Öl und Wein und verband sie. Dann setzte er ihn auf sein eigenes Reittier und brachte ihn in das nächste Gasthaus, wo er sich um ihn kümmerte. Am andern Tag gab er dem Wirt zwei Silberstücke und sagte: „Pflege ihn! Wenn du noch mehr brauchst, will ich es dir bezahlen, wenn ich zurückkomme.“

Und nachdem Jesus mit seiner Geschichte geendet hatte, fragte er seinen Gesprächspartner: „Was meinst du? Wer von den dreien ist dem Überfallenen zum Nächsten geworden?“ Und der andere antwortete: „Der ihm geholfen hat.“ Merken Sie den kleinen aber feinen und vor allem bedeutenden Unterschied? Die Frage lautete: „Wer ist mein Nächster, dem ich Gutes tun soll?“ Und Jesus dreht die Fragerichtung um in: „Wer wird mir mein Nächster und tut mir Gutes?“

Der eine bleibt in seiner Täter-Rolle und fragt aus der Perspektive des Starken: „Was kann ich tun? An wem soll ich Barmherzigkeit üben?“ Und Jesus nimmt die Perspektive der Opfer ein, derer, die geschlagen am Boden liegen, der Gescheiterten, Schwachen, Hilfsbedürftigen; Jesus artikuliert deren Frage: „Wer wird mir zum Nächsten und hilft mir auf?“

Stellen Sie sich selber vor in einer Situation, in der Sie am Boden zerstört sind. Und dann erfahren Sie Verständnis und Zuwendung, erhalten Sie Trost und Hilfe. Diejenigen, von denen Sie das erhalten, werden Ihnen zu Ihren Nächsten. Und wenn wir nun in dieser Logik bleiben, dann bedeutet „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst“: Begegne denen, die sich dir Zuwenden, der Hand, die dir gibt, dem Arm, der dich stützt, mit Liebe – und das heißt: Mit Vertrauen, mit Offenheit; lass zu, dass man dir nahe kommt.



Die gute Tat für die Ewigkeit

Diese Umkehrung von Nächstenliebe – dass es nicht um die helfende Liebe des Starken zum Schwachen geht, sondern die annehmende Liebe des Geschwächten gegenüber dem Starken, der ihm aufhilft, die ist weit weniger absurd, als es im ersten Moment erscheinen mag: Denn gerade wer immer die Frage vor sich her trägt, was er denn tun könne, tut sich meist sehr schwer damit, seine Schwäche zu zeigen und zuzugeben, dass er selber mal Hilfe bräuchte. Die Geschichte der Nächstenliebe ist voll von Beispielen, bei denen manch liebevoller Beistand aus falschem Stolz vergrault wurde.

Nächstenliebe ist die Liebe, die nicht distanziert bleibt (wie die beiden Ersten in der Geschichte, die Jesus erzählte, die auf Distanz bleiben und um den Verletzten herum gehen); Nächstenliebe ist die Liebe, die auch nicht auf Distanz gehalten wird (man könnte sich durchaus vorstellen, dass der Verletzte zu dem „unreinen“ Samariter gesagt hätte: Fass mich nicht an!); sondern Nächstenliebe ist die Liebe, die nahe kommt und nah heran gelassen wird. Liebe, die uns nahe geht.

Nächstenliebe heißt **Nähe**liebe!

Einen letzten Satz aus dem Dialog Jesu mit dem Gesetzeslehrer habe ich Ihnen noch vorenthalten: Als Jesus gefragt hatte: „Was meinst du? Wer ist dem Überfallenen zum Nächsten geworden?“ und der Gesetzeslehrer mit: „Der ihm geholfen hat“ geantwortet hatte, da erwiderte Jesus noch: „Dann geh und mach es genauso.“

Da ist es nun doch wieder: Das Tun. Tue es wie er. Mache es ihm nach. Und das heißt: Denke nicht darüber nach, wer dein Nächster sei, sondern mache es dem *Barmherzigen Samariter* aus der Geschichte nach und werde dem nächsten, der deiner bedarf, zum Nächsten: Liebe ihn so nah, wie du dir selber nahe bist. Vielleicht würde der *Barmherzige Samariter* sagen: Ich bin dem am Boden zerstörten zum Nächsten geworden? Wieso das denn? Es war doch selbstverständlich, zu helfen.

Ich hatte am Anfang gesagt, dass ich mich am wohlsten fühlen würde, wenn ich etwas tun könne. Und es gibt etwas, bei dem ich schon lange das Gefühl habe, es müsse mal etwas getan werden, etwas Nachhaltiges und Innovatives, und mit Hilfe und Unterstützung einiger Menschen aus meinem beruflichen Zusammenhang, dem Diakonischen Werk Tempelhof-Schöneberg e.V., die sich von meiner Idee haben überzeugen und von meiner Begeisterung haben anstecken lassen, soll es – so Gott will – noch in diesem Jahr gelingen: Die Gründung einer Stiftung, die keinen geringeren Namen als den der Nächstenliebe trägt.

Die **Stiftung Nächstenliebe** wird in Zeiten immer geringer werdender Kirchensteuern helfen, das Handeln aus christlicher Nächstenliebe, wie es in diakonischen Projekten von Kirchengemeinden vollzogen wird, finanziell abzusichern. Damit uns das, was uns als Kirche in der Welt glaubwürdig macht, nämlich das Tun der Barmherzigkeit, nicht verloren geht. Damit Nächstenliebe weiterhin selbstverständlich sein kann!

Und da ich auch Sie für die **Stiftung Nächstenliebe** begeistern möchte, verstehen Sie sicher, dass es mir ein besonderes Anliegen ist, Ihren Glauben mit Gedanken zum Thema Nächstenliebe zu stärken.

Wann immer wir uns fragen: „Was kann ich tun?“ wird von Gott her die Antwort lauten: „Übe Näheliebe!“